

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“

erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mark. Einzelne Nummer 5 Pf. Sonntags-Nummer mit dem „Sonntags-Blatt“ 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1888 unter Nr. 349.)

Insertionsgebühr

beträgt für die 4 gespaltete Zeile oder deren Raum 25 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Löhne und Preise.

In den hiesigen Blättern wird gegenwärtig die Frage erörtert, ob hohe oder niedrige Waarenpreise für ein Land vortheilhaft seien. Wir seien, sagt man, in eine Periode der sinkenden Preise eingetreten.

Die Frage, ob hohe oder niedrige Waarenpreise vortheilhaft seien, scheint uns an sich eine müßige, denn für uns kommt es darauf an, in welchem Verhältnis die durchschnittlichen Preise der Waaren zu dem durchschnittlichen Volkseinkommen stehen. Davon hängt das Wohl und Wehe von Millionen ab.

Wir leben allerdings in einer Periode, in der zwischen Arbeitslöhnen und Preisen ein Verhältnis besteht, wie es ungünstiger kaum gedacht werden kann. Die Waarenpreise haben eine sinkende Tendenz, was durch die auf die Spitze getriebene Konkurrenz der Waarenproduzenten bewirkt wird. Mit dieser Thatsache sind denn auch die Männer der freien Konkurrenz gleich als mit einem Trost bei der Hand, wenn über die niedrige Lebenshaltung unseres Volkes gellagt wird. „Der arme Mann,“ sagen sie, „hat doch noch den einen Vortheil, daß die Waaren billig sind!“

Großartige Käufung! Die Waarenpreise werden bei uns wieder emporgetrieben durch indirekte Steuern und durch Schutzzölle. Denn gewisse Produkte, die gegen eine Konkurrenz durch Einfuhr, durch Zölle geschützt sind, werden von den Produzenten dann willkürlich im Preise gesteigert. Man denke nur an die Kartelle, die diesen Zweck verfolgen.

Aber wenn bei uns die Steigerung der Waarenpreise durch indirekte Steuern und Zölle nicht wäre, so bliebe das Preisverhältnis zwischen Löhnen und Preisen gerade noch schlimm genug. Die niedrigen Waarenpreise werden bei uns erzielt durch ein Hinabdrücken der Produktionskosten; die Löhne sinken auf ein Minimum. Man wird sagen können, daß der größere Theil der Waarenproduktion in Deutschland, die für den täglichen Verbrauch erforderlich ist, nicht etwa von den kräftigen Männern, von der Blüthe der Arbeiterklasse besorgt wird. Ausländer und Ausländerinnen, die zu schier chinesischen Löhnen arbeiten, Frauen und Mädchen, jugendliche Arbeiter, d. h. halbe Kinder und auch ein gutes Theil Kinder im zarten Alter stellen den größten Theil der industriellen Produkte her, die bei uns in Circulation kommen. Wir wissen, daß man die Verhältnisse des Industriearbeiters nicht auf alle Schichten der arbeitenden Bevölkerung anwenden darf und daß vielleicht bei der ländlichen Bevölkerung die Dinge etwas anders liegen. Aber gerade bei der industriellen Arbeiterschaft wird das Mißverhältnis zwischen Löhnen und Preisen am deutlichsten sichtbar. Die Löhne sind auf

ein Minimum gesunken infolge der Art und Weise, wie die Arbeitskräfte in unserer Industrie ausgenutzt werden. Sonach sind die niedrigen Waarenpreise für unsere Arbeiter gerade auch drückend genug.

Die Männer der freien Konkurrenz behaupten, es sei an und für sich kein Unglück, ob wir hohe oder niedrige Waarenpreise hätten. Nun, die Preise sind darüber überhaupt nicht entscheidend. Wenn man aber sagt, wie von jener Seite geschieht, das Hin- und Herschwanke der Preise sei der „natürliche Regulator“, der auf einen Ueberschwang in der Produktion wieder ein Sinken eintreten läßt, so ist die unglückliche Situation, in der wir uns befinden, ohne weiteres zugegeben. Denn dies Hin- und Herschwanke der Preise steht in enger Wechselwirkung mit den wirtschaftlichen Krisen; jede solche Krisis vernichtet eine Menge von Existenzen. Das nennen dann die Herren Manchestermänner den „Kampf um's Dasein“ mit seinen Nothwendigkeiten, die aber unserer Meinung keine Naturgesetze sind und bei einer geordneten Produktion völlig wegfallen würden. Die Unordnung, die Anarchie in unserer Produktionsform ist's ja überhaupt, die in erster Linie auch auf das Verhältnis von Löhnen und Preisen schädigend einwirkt. Wir wissen nie, wie groß das Bedürfnis unserer Volksgemeinschaft an täglichen Lebensbedürfnissen ist. Die Industrie, welche die Aufgabe übernommen hat, uns mit diesen Bedürfnissen zu versorgen, thut das ins Blaue hinein, ohne den Bedarf im Geringsten feststellen zu können.

Niedrige Waarenpreise bedeuten bei uns in Deutschland sinkende Löhne und sinkende Konsumtion, eine Schraube ohne Ende, die immer die gleiche Wirkung hat: Verwüstung der Volkskraft durch große Arbeitsleistung und mangelhafte Ernährung. In Nordamerika haben wir eine ganz andere Erscheinung. Dort sind die Waarenpreise in manchen Industrien außerordentlich niedrig, die Löhne bleiben aber doch auf einer anständigen Höhe. Woher mag das kommen? Nun wohl daher, daß die Amerikaner praktische Leute und keine solchen „Krautierer“ sind, wie unsere Industriellen, welche den Grundsatz, daß die Masse den Gewinn bringen soll, lange nicht so geschickt durchgeführt haben, wie die Amerikaner.

Wenn man bei uns eine billige Waare sieht, so ist einer der ersten Gedanken: „Was mag der Arbeiter, der sie angefertigt, dabei verdient haben?“ Und da kommen die Manchestermänner mit dem Trost, niedrige Waarenpreise gehörten zu den „natürlichen Regulatoren“ des Erwerbalebens!

Die Alters- und Invalidenversorgung in der Schweiz.

Unser Züricher Korrespondent hat f. Z. die Thesen mitgetheilt, die der aargauische Kantonsstatistiker, Herr Näb, aufgestellt hat, und über die er beim Rentalkomitee des Grütlivereins in Glarus einen gründlichen Vortrag hielt. Derselbe liegt nunmehr im Druck vor, und da die Invaliden- und Altersversorgung in Deutschland gegenwärtig die Tagesfrage bildet, so ist es wohl nicht ohne Interesse, die Anschauungen eines schweizerischen Sozialpolitikers über diesen Gegenstand kennen zu lernen. Wir bemerken aber noch, daß die sozialdemokratischen Arbeiter in dieser Frage weiter gehen als Herr Näb, weshalb sein Vortrag in Glarus auch auf Opposition stieß.

Das Ziel aller sozialen Reformen, sagt Herr Näb, „ist die Beseitigung der Armuth.“

Da das Wohl des Staates darauf beruht, daß möglichst alle Bürger desselben ihr Auskommen finden, so liegt es in seinem vitalsten Interesse, diese Armuth zu bekämpfen und ihre Ausbreitung zu verhindern. Zwei Wege liegen hierzu offen: Die Vorbeugung und die Armenpflege. Einleuchtend ist die Vorbeugung nichts anderes als der ganze Umfang der Bildungs-, Erziehungs-, Erwerbs- und Einkommenspolitik des Staates. So lange sich der Staat mit der sogenannten „Nachwächterpolitik“ begnügt, nach welcher er einzig darauf zu achten hat, daß jeder in Ruhe sein Einkommen verzehren kann, so lange der Staat gegenüber den Folgen der ungeheuren wirtschaftlichen Umwälzungen, welche seit der großen französischen Revolution eingetreten sind, gleichgültig blieb, mußte die Last der Armenpflege immer erdrückender werden. Erst als das Gespenst der sozialen Revolution seinen drohenden Arm erhob, da erinnerte man sich, daß der Staat größere Pflichten hat — und die alte Schulmeinung einer solchen Volkswirtschaft wurde über Bord geworfen.

Es liegt in der Natur der heutigen wirtschaftlichen Verhältnisse, daß sich die Uebermacht im Erwerbssampfe und im Vermögen einseitig bei Einzelnen häuft und bei der Masse abhanden kommt. So entsteht die Massenverarmung. Diesem Zustand entgeht sich jetzt die Klasse der Arbeiter durch Lohnarbeit. Die Armuth tritt aber sofort wieder ein, wenn der Lohnarbeit durch Krisen oder Erwerbsunfähigkeit unendlich gemacht wird. Die Krisen aber liegen im Wesen des planlos durchgeführten Erwerbssampfes u. Personlich unverschuldete Erwerbsunfähigkeit trifft den Vermögenslosen früher oder später, kürzere oder längere Zeit.

Den Krisen und der Erwerbsunfähigkeit sind nun allerdings auch die Kapitalisten als Unternehmer unterworfen; allein diese haben, wenn auch die Arbeitskraft aufhört, doch noch immer das Kapital, oder wenn das Kapital aufhört, so ist doch immer noch die Arbeitskraft da. Die kapitallosen Lohnarbeiter dagegen, die sozusagen von Tag zu Tag nur das durch Arbeit erwerben, was sie für ihre Lebenshaltung unmittelbar verwenden, sie werden durch den zeitweisen oder dauernden Verlust ihrer Ar-

schluß und ihre Mutter, die ihr Wesen kannte, wußte, daß es nutzlos sei, weiter in sie zu dringen. Sie verzichtete darauf, aber mit Guntram wünschte sie sich noch auszusprechen.

„Du brauchst Ruhe,“ sagte sie zu ihrer Tochter. „Gehe mit Gundula inzwischen hinaus; ich komme sofort nach.“

Das junge Mädchen reichte dem Major schweigend die Hand, während Gundula sich sehr zeremoniell von ihm verabschiedete.

Der Major war nicht ein Mann nach ihrem Geschmack. Sie fand ihn zu aufbrausend und zu kurz angebunden.

„Nun?“ fragte Guntram, sobald Therese und ihre Erziehlerin fort waren. „Hatte ich nicht Recht, als ich Dir sagte, daß die Heirath zu Stande kommen werde?“

„Sie ist noch nicht geschlossen,“ flüsterte Jeanne.

„Aber so gut wie geschlossen! Ich konnte Herrn von Randal, während ich ihn hinausbegleitete, noch nicht direkt fragen, aber ich halte es für ganz gewiß, daß seine Absichten die alten geblieben sind. Er findet Deine Tochter reizend und wünscht ihr den Hof zu machen. Therese scheint von ihrer phantastischen Liebe für Andreas zurückgekommen zu sein, und eben hat sie uns erklärt, daß ihr Herr v. Randal nicht antipathisch sei, im Gegentheil. Er kennt Deine Lage und die Therese's. Es ist also nicht zu befürchten, daß er noch im letzten Augenblick zurücktritt.“

„Weiß er, daß Therese bei Herrn von Eiben war?“

„Nein, noch nicht. Aber ich werde es ihm sagen und er wird diesem thörichten Schritt weiter keine Wichtigkeit beimessen. Ich wiederhole Dir, es geht alles von selbst. Du schüttelst den Kopf? Man könnte fast vermuthen, daß Dir diese Heirath nicht recht ist. Ja, aber weshalb denn? Paßt Dir Herr von Randal nicht?“

„Ich gebe zu, daß es eine unverhofft günstige Partie wäre, wenn er Therese heirathet. . . obwohl er eigentlich zu alt für sie ist. . . Aber wir müssen doch erst Erkundigungen über ihn einziehen, die wir doch vorläufig noch nicht haben. . . Du hast ihn ja selber kaum kennen gelernt.“

„Ich will Erkundigungen einziehen, und Sartilly wird

mir Auskunft ertheilen. Den kenne ich schon seit Jahren; er ist zwar langweilig, wie Regenwetter, aber er ist nicht im Stande, mich zu täuschen. Wenn Du keinen bessern Grund hast. . .“

„Einen besseren, nein. . . aber ich habe einen andern, der allerdings, wie ich zugebe, recht unvernünftig ist.“

„Sag' ihn nur!“

„Wohlan! Als ich Herrn von Randal erblickte, hatte ich eine sonderbare Empfindung. War es seine Stimme oder sein Auge, das mich verwirrte? . . . Ich weiß es nicht. . . aber ich hatte die Empfindung, als brächte dieser Mann uns Unglück.“

„Schön! Das waren Deine Nerven. Aber ernsthaft ist das nicht zu nehmen, und wenn Du mit ihm erst länger verkehrt, wirst Du schon sehen, daß der Retter Deiner Tochter nichts Verderbenbringendes an sich hat. Vergiß Deine Visionen, liebe Jeanne, und bleiben wir bei unserem Programm. Den Baron nehme ich auf mich und bringe ihn morgen hierher. Rimm Du Deine Tochter auf Dich und bereite sie vor, Baronin zu werden. Jetzt aber muß ich Dich leider verlassen; wir sind ja nicht mehr in der Avenue d'Orlau. . . Aber ich tröste mich mit dem Bewußtsein, Glückliche gemacht zu haben.“

IV.

Eine Woche ist vergangen, seit Herr von Randal Therese aus den Händen der Banditen befreite, die ihr Leben bedrohten.

Und ruhig und still ist die Woche glücklich veronnen. Auf die Stürme, die rastlos die Ruhe der Hauptpersonen unserer Geschichte füllten, war wie durch Zauberlust ein tiefer Frieden gefolgt.

Die Villa am Boulevard d'Italie glich nicht länger mehr einem belagerten Plaze, wo beständige Alarm-schüsse die Einwohner wach erhalten. Jetzt schläft man dort ruhig.

Keine verdächtigen Gestalten streichen des Abends mehr um den Garten; keine gefälschten Briefe werden mehr durch treue Boten gebracht.

Feuilleton.

Ihre Tochter.

Kriminal-Roman nach dem Französischen von R. Detring.

So sprach der Major und blickte Jeanne an, die vollkommen verstand, was er damit sagen wollte.

Sie fühlte wie er, daß es jetzt sehr wenig angebracht sei, Therese von der Absicht des Herrn von Randal, sie zu heirathen, zu unterrichten.

„Was sagen Sie dazu, liebes Kind?“ fuhr der Major fort. „Verdient Herr von Randal nicht, unser Freund zu werden?“

„Ich werde nie vergessen, was ich ihm zu verdanken habe,“ erwiderte das junge Mädchen, „und ich will Herrn von Eiben vergessen.“

„Thatsächlich ist auch ein Vergleich zwischen den Diensten, die Ihnen jeder von beiden geleistet hat, gar nicht möglich. Andreas hat Sie von einem ausdringlichen Burschen befreit, und Herr von Randal rettete Ihnen das Leben.“

„Ich weiß es.“

„Vermuthlich mißfällt Ihnen auch seine Persönlichkeit nicht.“

„Nein. Aber weshalb fragen Sie mich darnach?“

„Nun. . . nun, weil er wieder herkommen will. Wenn er Ihnen mißfiel, würde ich veranlassen, daß er sich nur auf einen Höflichkeitensbesuch beschränke.“

„Ich werde ihn stets mit Vergnügen empfangen,“ erwiderte Therese, die keine Lust zu haben schien, sich genauer über ihre Empfindungen für den Baron auszusprechen.

„Wenn Du ihn nicht nach Deinem Geschmack findest, dann mußt Du schwer zu beschreiben sein,“ rief Gundula. „Er macht einen sehr guten Eindruck, und sein Benehmen ist das eines richtigen Gentleman's. Hoffentlich werden wir ihn wieder, und Du bist dann nicht unfreundlich zu ihm.“

Therese antwortete nicht. Das war ihr fester Ent-

beitsfähigkeit oder der Arbeitslosigkeit sofort auf den Unterhalt aus den Mitteln der Gesamtheit, d. h. auf die Armenpflege mit all' ihrem Schimpf und Mafel angewiesen. Jeder, der ein offenes Auge und ein warmes Herz für fremde Noth hat, muß Sympathie haben mit diesen Lohnarbeitern. Diese dürfen im wirtschaftlichen Kampfe nicht ihrem Schicksale einfach überlassen werden, sondern der Staat hat im Interesse seiner eigenen Erhaltung die Pflicht, seine gesetzliche und materielle Macht zur Heilung offenbar vorhandener Schäden anzuwenden.

Wie soll nun der Staat diese Pflicht erfüllen? Jedes noch so schöne Projekt, das den Selbsterhaltungstrieb des einzelnen zerstört, wird in sich selbst zerfallen, weil es gegen die Natur ist. Das System der allgemeinen Staatsversorgung findet in der gegenwärtigen Armenpflege die vernichtendste Kritik.

Grundsätzlich hat jeder erwachsene und arbeitsfähige Mensch für seinen eigenen Unterhalt sowie für den seiner nächsten Angehörigen zu sorgen. Diese Sorge soll sich nicht nur auf den täglichen Unterhalt, sondern auch auf die Sicherstellung für die Tage der Krankheit, des Alters, der Invalidität, des Todes und der Erwerbslosigkeit ausdehnen. Die Sicherstellung soll regelmäßig in Gestalt der Kranken-, Unfall-, Alters- und Invaliditätsversicherung erfolgen.

Für diese Versicherung sollte aber dann das Erfordernis erfüllt sein, daß der Erwerb in der Zeit der Arbeitsfähigkeit nicht bloß gegenwärtigen Unterhalt ausreichend sei, sondern einen Ueberschuß enthalte, aus welchem die Versicherungsbeiträge gedeckt werden können.

Wenn es daher wahr ist, daß die kollektive Selbstversicherung der öffentlichen Armenpflege gegenüber die viel höhere, edlere und erfolgreichere Art der Bekämpfung der Armuth und des Glends ist, und daß zur Besserstellung der im Erwerbskampfe am meisten bedrohten Klasse der Lohnarbeiter die Zwangsversicherung gegen die Wechselfälle des Lebens notwendig ist, so erwächst auf der anderen Seite für den Staat ebenso sehr die gebieterische Pflicht der Arbeits- und Erwerbsversicherung. Wir werden nicht von heute auf morgen mit einem unerschöpflichen Rezipit diese Arbeitsversicherung durchzuführen. Die Staatspolitik kann nur schrittweise vorwärts, aber ihr endliches Ziel muß sein, in die bisherige regellose Wirtschaftspolitik derart ordnend einzugreifen, daß Jeder verdient, was er erhält und Jeder erhält, was er verdient. Bis dahin hat bei der Arbeitsversicherung neben den unmittelbaren verpflichteten Arbeitern und Arbeitgebern der Staat mit seinen finanziellen Mitteln einzutreten.

Soll nun die Arbeitsversicherung ihren Zweck vollständig erreichen, so muß sie für alle Lohnarbeiter obligatorisch sein. Freiwillig versichern sich nur die besten und besser gelohnten Arbeiter, die Masse will und kann sich nicht versichern. Sobald der Staat aber ermöglicht, daß die Masse sich versichern kann, so darf er in der Zukunft, daß diese Versicherung zum Wohle der Lohnarbeiter geschieht, das Obligatorium einführen, denn er hat ja die Aufgabe, die durch Materialismus und Selbstsucht beherrschte Gesellschaft ihren höheren und idealeren Zielen entgegenzuführen. Darum hat er auch den Schulzwang eingeführt. Gewiß ist der Versicherungszwang mehr gerechtfertigt als der Armensteuerzwang, der dem verarmten Steuerpflichtigen nichts bietet, als das Armenhaus und das Brandmal. Dazu kommt die Nothwendigkeit allgemeinen Beitragszwanges gegen die Arbeitgeber. Dieser Zwang erleichtert gerade den arbeitsfreundlichen und pflichtbewussten Arbeitgebern die Erfüllung ihrer natürlichen und sozialen Pflicht. Denn nur dann, wenn die schlechten und harten Brüder, die rückwärts im Ausbeute der Arbeiter, gleiche Last zu tragen haben, in normale Konkurrenz wieder hergestellt, ist die Gewinnprämie für Vernachlässigung der Versorgungspflicht beseitigt. Nun ist aber nicht zu bestreiten, daß nebst der reinen Selbstvorsorge der Lohnarbeiter Niemand für gewisse Zwecke näher zur Arbeiterversorgung verpflichtet ist, als der Arbeitgeber, und zwar in dem Maße, als er die ihm dienende Lohnarbeit ausgenutzt hat.

In früherer Zeit standen sich Arbeiter und Arbeitgeber näher als heute. Der Handwerksgehilfe, dessen Leistungsfähigkeit das Alter verringerte, er war grau geworden bei seinem Meister, und so hatte sich zwischen Arbeiter und Arbeitgeber ein viel innigeres Verhältnis ausgebildet, als wir es heutzutage finden; es verstand sich von selbst, daß der Dienstherr die Hand über seinen alten Gehilfen hielt und ihn süßte, so gut er konnte.

Mit dem Aufkommen der Fabrikindustrie sind vielerorts Arbeiter und Arbeitgeber einander fremd geworden. Hauptaufgabe der sozialen Reform muß es sein, sie einander wieder zu nähern, und das ist möglich durch die Arbeitsversicherung. (Herr Noh zeigt hier, daß er eben kein Sozialdemokrat ist. Denn Hauptaufgabe der sozialen Reform nach unserer Auffassung muß sein, auf friedlichem Wege den Uebergang vom heutigen Produktionsystem zu einem vollendeteren der Zukunft zu bewerkstelligen. Nach seinen Ausführungen ist Herr Noh's Zukunftsideal die Vereinigung der so ungerechten Lohnarbeit mit einigen angenehmen Zuthaten, veränderte, bittere Willen.)

Aber nicht nur Versicherungs- und Versicherungsbeitrags-

zwang ist notwendig, sondern auch Zentralisation, bündelnde Durchführung des Instituts. Es soll allen Lohnarbeitern in der Schweiz das gleiche Maß der Wohlthat der Versicherung zufallen. Wir können diese Arbeiter nicht von der Gnade der Kantone abhängig machen, von denen die meisten überhaupt zu schwach wären, das große Risiko dieser Versicherung zu tragen und dem Arbeiter nur ungenügende Garantie für seine Ansprüche gewähren würden. Es muß auch dafür gesorgt werden, daß kein versicherter Arbeiter außer Verhältnis zur Größe und Dauer seiner Lohnabzüge und sein Arbeitgeber außer Verhältnis zur Arbeiterzahl und Dauer der Beschäftigung in Anspruch genommen werde. Soll dieser Grundsatz ohne Beeinträchtigung der freien Geschäftsbewegung der Arbeitgeber und ohne Beeinträchtigung der Freizügigkeit und Unabhängigkeit der Lohnarbeiter in Erfüllung gehen, so muß das Versicherungswesen zentralisiert sein. Ohne wirksame Staatshilfe ist die Arbeitsversicherung gar nicht durchzuführen. Diese Hilfe kann aber nur der Bund gewähren.

Das allereinfachste wäre, eine Bundeseinrichtung zu treffen, welche alle Kategorien der Arbeitsversicherung, also die Kranken-, Unfall-, Alters- und Invaliditätsversicherung umfaßt. Die Kosten würden dadurch bedeutend vereinfacht. Es ist indessen eine solche Einheit nicht möglich, weil es sich um verschiedene Versicherungsarten handelt. So gestattet und fordert beispielsweise die Natur der Krankenversicherung nicht eine Zusammenfassung größerer Kreise, sondern vielmehr eine Organisation für nicht zu große örtliche Bezirke. (Herr Noh hat offenbar von den großen zentralisierten freien Hilfskassen in Deutschland, z. B. von der über 70 000 Mitglieder zählenden Kasse der Tischler nichts gehört. Das Bedeuten dieser großen, ausgedehnten Kosten widerlegt am besten die gegentheilige Behauptung des Vortragenden. D. Red.) Das Risiko der Krankenversicherung ist nicht so groß, daß es nicht von kleineren Kreisen getragen werden könnte. Dagegen handelt es sich bei ihr um eine große Zahl meist unbedeutender Fälle, in welchen sofortige Hilfe nöthig wird und deshalb in ihrem Beginne nicht von der Erledigung weilsäcker Verhandlungen abhängig gemacht werden darf, welche um so zeitraubender werden, je umfangreicher der Bezirk der Krankenkasse ist. (Ueber diesen Punkt und überhaupt über die ganze Organisation des Krankenkassenwesens hat Herr Noh noch einiges Studium zur Erlangung völliger Klarheit noth.) Die Hauptbedingung der richtigen Funktion der Krankenversicherung ist die Dezentralisation nach Orts- oder Bezirksverbänden, welche selbstverständlich eine einheitliche eidgenössische Organisation nicht ausschließen. (Also doch Zentralisation möglich.) Bei der Unfallversicherung dagegen und bei der Alters- und Invaliditätsversicherung ist das Risiko ein derartiges, daß nur ein großer, ausgedehnter Verband es tragen kann. Hier wird daher eine zentrale Versicherungsanstalt mit territorialer Gliederung von vornherein nothwendig sein. Die Organisation könnte für beide Versicherungszweige dienstbar gemacht werden, wobei indessen getrennte Verwaltung nothwendig wäre. Denn die Unfallversicherungsbeträge sollen nur erhoben werden beim Arbeitgeber und müssen erhoben werden nach Geschlechtsklassen. An die Last der Alters- und Invaliditätsversicherung hätten bezugtragende Arbeiter, Arbeitgeber und der Bund, d. h. der Staat.

Politische Uebersicht.

Herr Crispi hat einen großen Auszug seiner Note, die am Sonnabend als Antwort auf die Goblet'sche Note vom 3. August abgegangen ist, veröffentlicht lassen. Zur Sache selbst bringt die Note nichts Neues, es ist aber gleichwohl einiges darüber zu bemerken. Die Note verspricht, Alles zu vermeiden, was die Debatte verhitzen könnte, wirft aber am Schluß doch wiederholt den Franzosen vor, daß sie die ruhige Bevölkerung zur Verachtung des Gesetzes und zum Trotz gegen die Autorität der eingesetzten Gewalten aufreizen. Wenn die Italiener für diese Behauptung Beweise hätten, so würden sie wohl mit dem Agenten Frankreichs in Massau kürzeren Prozeß machen. Herr Crispi behauptet jetzt, er hätte die Befehle nicht anzuzeigen brauchen, weil die Vorrichtung zur Anzeige erst nach der Befehlserteilung erlassen worden sei. Herr Crispi hat ein sehr kurzes Gedächtniß, denn in seinen ersten Notizen hat er sich bekanntlich gerühmt, daß die Befehlserteilung in Uebereinstimmung mit den von der Berliner Konferenz erlassenen Vorschriften erfolgt sei. Damals wollte er die Anzeige gemacht haben, jetzt behauptet er, er habe nichts angezeigt und das auch nicht zu thun brauchen. Herr Crispi unterscheidet jetzt auch zwischen bloßer Verwaltung und Souveränität; er geht zu, daß in ersterem Falle, wenn nämlich ein Land in europäische Verwaltung übergeht, ohne daß an der türkischen Souveränität etwas geändert wird, die Kapitulationen bis zu ihrer formellen Abschaffung fortbestehen; andernfalls aber sei es, wenn die Souveränität wechselt, da fallen die Kapitulationen eo ipso weg. Aber auch wenn dies richtig wäre, läme Herr Crispi doch nicht aus seinen Widersprüchen heraus, denn die italienische Regierung hat ja gerade bei der Befehlserteilung erklärt, daß sie nur die Verwaltung übernehme, die Souveränitätsfrage aber unberührt lasse. Als Beweis des letzteren hat sie bekanntlich die ägyptische Flagge neben der ihrigen wehen lassen.

seines Vermögens dem Notar der Frau Baldieu nachzuweisen bereit sei.

Diese Zukunftsaussichten, die er Jeanne eröffnete, waren für sie das reine Himmelreich: sie brauchte sich ja nicht von ihrer Tochter zu trennen; und fast hätte sie auf die weitherzigen Vorschläge des Herrn von Randal mit der Theilnahme geantwortet, daß Theresie mehr als zwei Millionen Franks geerbt habe. Sie erinnerte sich aber, welchen Eindruck die Theilnahme von dieser großen Erbschaft auf den Baron von Elogen gemacht, und so schwieg sie aus Furcht, das Zarigefühl des Herrn von Randal zu verletzen.

Suntram, den sie um Rath gefragt, billigte ihre Vorsicht und rief ihr, von dem Vermögen ihrer Tochter erst im letzten Moment zu sprechen, wenn die Heirath bereits entschieden sei und man nur noch den Ehekontrakt aufzusetzen brauche.

Schließlich hatte Herr von Randal noch ausdrücklich betont, daß er Theresie nur unter ihrer Zustimmung heirathen werde und daß er sie um ihre Einwilligung fragen werde, sobald er hoffen zu dürfen glaube, keine abschlägliche Antwort zu erhalten. Vorläufig bitte er nur um die Erlaubnis, ihr den Hof machen zu dürfen.

Und er that es mit einer Zurückhaltung, wie man sie sich nicht distreter denken konnte.

Er kannte die Geschichte ihrer Liebe zu Herrn von Elogen in allen Einzelheiten, ihren Besuch im Hotel du Helber mit einbegreifen, und er fühlte, daß das Herz Theresiens nicht sofort von der schmerzhaften Wunde, die es erhalten, geheilt sein könne, und um so feiner und zurückhaltender war er in seinen Werbungen.

Fräulein Baldieu wußte ihm dafür Dank und die Aufmerksamkeit, die er ihr und ihrer Mutter erwies, blieben nicht ohne Eindruck auf sie.

Dank dieser klugen Laits stand alles für ihn gut und der Major hatte seine aufrichtige Freude darüber.

Seit die Feindseligkeiten von dem unbekanntem Vorfalle Jeannens eingestellt waren, hatte Suntram viele freie Stunden; und das war ihm nicht angenehm, denn diese Unthätigkeit fiel ihm lästig. Er hatte übrigens die Waffen

Das Argument, das Herr Crispi jetzt anführt, schießt also in Grunde ebenfalls gegen ihn. Im Uebrigen wiederholt die Note, daß Massau res nullius gewesen sei (seinem gehört habe), eine Behauptung, welche gerade jetzt ihre Bedeutung erhält durch die Veröffentlichung der türkischen Note, in welcher mit Ausnahme auf die Sueskanal Konvention alle alten Rechtsansprüche der Porte auf das Territorium von Massau aufrecht erhalten werden. Herr Crispi behauptet nun, daß ein großer Unterschied bestehe zwischen der Lage in Tunis und jener in Massau, da der Bey von Tunis besondere Verträge mit Italien gehabt habe, die Frankreich selbst anerkannt hätte. Aber das ist es ja eben, daß diese „besonderen Verträge“, keine Kapitulationen genannt, nach der italienischen Auffassung bündelnd übergeben, sobald ein muhamedanisches Land in europäisches Besitztum übergeht, und wenn Frankreich nunmehr in Tunis diese Auffassung sich zu eigen macht, so wird Italien sie nicht über bekämpfen können; es geschieht ihm nur, was es selbst im Recht erlangt hat. Dem Vernehmen nach soll die Antenne Goblet's sehr kurz ausfallen; sie soll konstatieren, daß Herr Crispi zur Unterstützung seines Standpunktes nicht Neues beibringen können, und dann den Zwischenfall, in die die Kapitulationen genügend aufgeklärt sei, um ein Urtheil zu gemäßen, für geschlossen erklären. Vielleicht ist er dann auch wieder geschliefen, falls es Herr Crispi nicht macht, wie gewisse Araber, die um so beträchtlicher sind, je schlechter die Sache ist, die sie vertheidigen.

Von befreundeter Seite ist der „Nordde. Allg. Ztg.“ ein von dem Maire zu Vône in Algier an den Reichstagsabgeordneten Antoine gerichtetes Schreiben vorgelegt, welches in nördlicher Uebersetzung folgendermaßen lautet: „Herr Abgeordneter! In Verantwortung Ihres Gedächtnisses vom 10. d. habe ich das Vergnügen, Ihnen mitzutheilen, daß der Familie Ramsbacher aus Algiers demnächst eine Konfession ertheilt werden wird; was die Familie Heiligenstein aus Algiers betrifft, so wird die Lösung schwieriger sein, weil kein Mitglied der Familie für die französische Nationalität optirt hat. Man hätte ein Mitglied der Familie veranlassen, auf französischen Boden übersiedeln, in diesem Falle würde die Regierung (le Gouvernement) seinen Grund zur Ablehnung haben. Sie versichert, Herr Abgeordneter, daß ich das Unmögliche werde, um den unglücklichen Eltschtern, welche gegenwärtig dem annerkenten Lande unter dem Joch stehen, die Auswanderung in Alger zu erleichtern. Die beste Propaganda besteht aber im gegenwärtigen Augenblicke sicherlich darin, die Leute, welche zur Erfüllung des Militärdienstes in Deutschland aufgerufen werden, die Grenze überschreiten um sie in Fremdenregimenten (Régiments étrangers) aufzunehmen zu lassen. Genehmigen Sie, Herr Abgeordneter und lieber Landsmann, trotz allem die Gefühle meiner tiefen Dankbarkeit. Dubourque, Maire von Vône. An Herrn Antoine, Abgeordneter im Deutschen Parlament, Hotel de Noailles, Paris.“ „N. A. Z.“ bemerkt hierzu: An der Echtheit des Briefes, welcher am Kopf mit der Ueberschrift: République française, Mairie de Vône, Département de Constantine algérie, neben der Unterschrift mit dem Stempel: Ville de Vône, Département de Constantine Algérie versehen ist, läßt sich nicht zweifeln. Mit dem Inhalt des Briefes und der Art und Weise, wie die „Norddeutsche“ ihn ausnutzt, wollen wir uns nicht beschäftigen. Eine andere Frage liegt uns näher und zwar die Wie ist der Binder in den Besitz dieses an den Reichstagsabgeordneten Antoine gerichteten „Privatbriefes“ gelangt. Herr Antoine wird ihn nicht zur Verfügung gestellt haben, kann also nur durch einen Vertrauensmißbrauch, oder durch einen Diebstahl, oder auf Veranlassung einer Baurde in die Hände gelangt sein. Aufklärung darüber wäre dringend zu wünschen.

Zur Ernennung des Herrn v. Postlacher zum Reichspräsidenten des Staatsministeriums schreibt man der „Nationalen Zeitung“, Fürst Bismarck werde in einiger Zeit die Leitung des Handelsministeriums abgeben und anderen Händen übergeben, sobald der Minister v. Postlacher diese dritte Stellevertrichtung des Fürsten abgenommen werden könnte. Auch die „Nationalen Zeitung“ erzählt, daß Fürst Bismarck demnächst beabsichtigt, Handelsportfeuille abzugeben.

Durch Schmeicheln sucht Herr von Ruchhaupt die Nationalliberalen wieder zu verführen. Die „Allgemeine Zeitung“ des Herrn v. Ruchhaupt, schreibt: „Wir haben nichts dagegen, wenn sich der Freisinn den Nationalliberalen als Sauerteig wählt; wir fürchten nur, die Nationalliberalen beizugehen, Herr Richter werde wie bisher jedweder Sauerteig zu verarbeiten wissen, daß in seinem Oppositions- und Agitationskuchen wenig oder nichts davon zu spüren ist. Doch die Nationalliberalen für eine derartige Verarbeitung nicht annehmen, spricht für die hohe und reife Erkenntnis der großen Aufgaben, die ihrer harrten und für die ihnen allerorts im Kartell eine erfolgreiche Wirksamkeit bleibt.“

Ueber die Höhe der Verwaltungskosten der Versicherungsgesellschaften haben sich die offiziellen Berl. „Nachr.“ wieder vernommen lassen; sie führten den Abschluß der Anapflichtigkeits-Versicherungsgesellschaft für 1887 an, wonach 3 976 843 M. Umlage die Verwaltungskosten nur 22 189,95 M.

noch nicht niedergelegt, denn er that alles, was sich thun ließ, um den unsichtbaren Feind Jeanne's, jein' Waldieu, Alins, zu erreichen, an dessen Existenz er fortgesetzt glaubte, obwohl er keinen Beweis dafür hatte.

So hatte er auch an jenem Abend, an den die letzte Kriegsepisode stattgefunden, dem Verlangen nicht widerstehen können, nachdem er von Frau Baldieu sich verabschiedet, das Schlachtfeld zu besichtigen.

Auf die Gefahr hin, mit Spießgesellen des Feindes seiner Freundin zusammenzugerathen, und gegen alle vernünftigen Gründe, auf die ihn Herr von Randal aufmerksam gemacht, wollte er sich doch selber genau davon überzeugen, ob der Bandit, den der Verteidiger Theresie zu Boden geschlagen, am Plage geblieben sei, ihn umzuwerfen, und wenn er tobt, sich seine Gesichtszüge merken, wenn er noch lebte, ihn einem Verhör unterwerfen.

Swar hatte der Baron versprochen, das alles selber besorgen, aber Suntram verließ sich nicht völlig auf diese Versprechen, das sein Freund ja auch wahrhaftig nicht halten versprochen war.

Die Expedition des Majors verlief jedoch nutzlos, konnte das Pflaster der Rue Corvisart absuchen, er fand nicht das Geringste.

Nur an der Stelle, wo der Kampf stattgefunden, bedeckte er eine kleine Blutlache. Vermuthlich hatte der Bandit, der von dem Stockschlage des Barons bedauert worden war, sich aufgerafft und weiter geschleppt, wenn nicht seine Kameraden schon zu Hilfe gekommen wären. Jemand eine Spur war aber nicht mehr von ihm zu entdecken. (Fortsetzung folgt.)

Aus Kunst und Leben.

Ueber die Ursache der diesjährigen nassen Sommerwitterung wird der „N. Z.“ folgendes geschrieben: „Seit die Welt ist die Annahme, daß Polareis des hohen Nordens in diesen Sommer in ganz ungeheuren Mengen in südliche Breiten herabgetrieben und habe dadurch bei uns die Räte und die Depression, welche gewöhnlich im europäischen Winter steht, ihre Lage verändert; die einen glauben, sie sei nordwärts

brochte sie auch glücklich aufs Trockene. Als hatwig sodann nach seinem Wagen und den Pferden sah, die er ohne Aussicht gelassen hatte, fand er weder von dem Wagen noch von den Thieren irgend eine Spur. Sie waren im Strom versunken. hatwig zeigte heute den Vorfall bei der Polizei an. Er erklärte zugleich, daß er gegen die jungen Leute, denen er das Leben gerettet hatte, einen Entschädigungsproceß anstrengen wird.

Madrid, 19. August. (Eisenbahnunglück.) Der heute von San Sebastian nach hier abgegangene Schnellzug ist bei Tolosa entgleist, mehrere Reisende erlitten — glücklicherweise nur leichte — Verletzungen.

Rom, 19. August. (Erdbeben.) Nach hier eingegangenen Nachrichten wurden gestern Abend in Diano Marino, das bereits durch das Erdbeben vom 23. Februar 1887 so schwer heimgesucht wurde, innerhalb einer halben Stunde drei heftige, von unterirdischem Rollen begleitete Erdstöße verspürt. Der erste Stoß war der stärkste. Unfälle sind durch die Erdstöße nicht herbeigeführt. In Porto Maurizio fand in vergangener Nacht ein leichter Erdstoß statt.

New-York, 15. August. (Briefkastenberaubung.) Die Polizei in Chicago hat ein ausgedehntes System zur Beraubung der Briefkasten auf den Straßen entdeckt. Viele Diebe, welche sich falscher Schlüssel bedienen, sind verhaftet worden und man hat bei ihnen Cheques, Postanweisungen u. s. w. im

Verthe von 1 Mill. Dollars gefunden. So erklärt sich die Unordnung im Postamt von Chicago, worüber seit längerer Zeit geklagt worden ist.

Vereine und Versammlungen.

Die Zentralkrankenkasse der Maurer, Steinhaier &c. Grundstein zur Einigkeit, hielt am 19. August ihr Mitgliederversammlung ab. Dieselbe wurde von dem Bevollmächtigten, Herrn Pantow, eröffnet. Es mußte aber, trotzdem der erste Punkt der Tagesordnung ein wichtiger war, doch von demselben Abstand genommen werden, weil die Versammlung sehr schwach besucht war, und es wurde zum zweiten Punkt der Tagesordnung übergegangen. Der Bevollmächtigte verlas die Anweisung zur Ausführung des mit dem 1. August er. in Kraft getretenen revidirten Statuts und machte auf die Punkte, welche in verschiedenen Paragraphen geändert sind, aufmerksam. Nachdem noch einige Redner dafür gesprochen, daß der erste Punkt der Tagesordnung zur nächsten Versammlung wieder als Nr. 1 aufgestellt und dieselbe durch Säulenanschlag bekannt gemacht werden solle, wurde die Versammlung geschlossen.

Große öffentliche Generalversammlung für sämtliche Zimmerleute Berlins und Umgegend am Montag, den 27. August, Abends 8½ Uhr, im großen Saal von Buzzenhagen, Rotzplatz. Tagesordnung: 1. Stellungnahme der Berliner

Zimmerleute betreffs ihrer Organisirung zur Durchführung von Löhne- und Arbeitsverhältnissen. 2. Verschiedenes. Zur Debatte der Unkosten Vollerfassung. Ferner eruchen wir darum, auf diesen Tag fallenden Verbandsoersammlungen ausfallen zu lassen.

Öffentliche Schneiderversammlung am Mittwoch, den 22. August, Abends 8 Uhr, im Louisenstädtischen Konversationshaus, Alte Jakobstraße 37. Tagesordnung: 1. Die Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter. Referent: Herr Redakteur Max Schippel. 2. Diskussion. Um zahlreichen Besuch ersucht.

Wasserstand der Hyses in der Woche vom 5. bis 11. August 1888. (Angabe in Metern.)

	5. 8.	6. 8.	7. 8.	9. 8.	8. 8.	10. 8.	11. 8.
Am Oberbaum	2,38	2,38	2,35	2,36	2,36	2,38	2,38
Dammühle,	2,36	2,35	2,33	2,35	2,35	2,34	2,34
Oberwasser,							
Dammühle,	0,80	0,80	0,79	0,79	0,79	0,78	0,78
Unterwasser.							

Theater.

Mittwoch, den 22. August.
Opernhaus: Lohengrin.
Schauspielhaus (im Wallner-Theater): Der Menont.
Friedrich-Wilhelmsstädtisches Theater: Casparone.
Brok's Theater: Nigolotto.
Central-Theater: Die Schmetterlinge.
Grand-Theater: Preciosa.
Wellen-Theater: Das erste Gebot.
Othello's Erfolg.
Viktoria-Theater: Die Kinder des Kapitän Grant.
Königsstädtisches Theater. Die Waise von Lomodo.
Rossmann's Variété: Spezialitäten-Vorstellung.
Concordia-Theater: Spezialitäten-Vorstellung.

Sonntag 1. u. 2. u. 10. u. Kaiser-Panorama.
 Dritte Reise durch die malerische Schweiz.
 Fahrt mit der Gotthardbahn.
 Der ganze Kreuzzug und Aufzählung Kaiser Wilhelms im Dom.
 Entree & Cycl. 20 Pf., Kind nur 10 Pf. Abonn.

Nach kurzem Krankenlager verschied heute Nachmittag 12½ Uhr unsere innigstgeliebte und unergiebliche Frau, Mutter, Schwester, Schwägerin und Tante **Philippine Baumann geb. Singer.** Dies zeigt im Namen aller Hinterbliebenen tiefbetrübt an
Jacob Baumann.
 Berlin, den 20. August 1888.
 Die Beerdigung findet am Donnerstag, den 23. d. Mts., Nachm. 3 Uhr, von der Leichenhalle der jüdischen Gemeinde in Weißensee statt.

Möbel, Spiegel und Polsterwaaren eigener Fabrik wegen Ersparung der Vadenmiete, billig **Brunnenstraße 28.** Lager und Verkauf nur bei pari. Zahlung nach Uebereinkunft.

kleine Wohnungen, billig und elegant, alle Räume hell, gesunde Luft, großer Hof, bestehend aus 1, 2 und 3 Stuben nebst Zubehör, an anständige Leute zum 1. Oktober zu vermieten.
Oderbergerstr. 51-52, N.

Große öffentliche Versammlung sämtl. Maler, Lackirer, Anstreicher und verw. Berufsge nossen Berlins
 am Donnerstag, den 23. Aug., Abends 8½ Uhr, im „Louisenstädtischen Konzerthaus“, Alte Jakobstraße 37.
Tages-Ordnung:
 Was erwarten wir von der Alters- und Invalidenversicherung.
 (Referent: Herr Negebauer) 395
 Der Einberufer: **Seiar. Kautenhaus** 392

Die beiden Damen, welche Freitag Nachmittag vom Chauffeehaus an der Wuhlhaide einen Kopsbund an sich gelockt und mitgenommen haben, sind erkannt und werden hierdurch aufgefordert, diesen sofort zurück zu bringen, andernfalls Anzeige erstattet wird.

Restaurant „Wagner's Ruh“, Kammelerburger Chauffee, dicht an der Wuhlhaide.

Die Bestände des **A. Katz'schen Waarenlagers** werden heute und folgende Tage werktägl. von Vorm. 9-12 und Nachm. von 3-6 Uhr im Wege des Ausverkaufs **Chausséestraße 28** veräußert.
Der Verwalter.

Betten, 10 Mark
 1 Stand, vollständige Länge und Breite, nur 1 Kart, Bettfedern, Pfund von 35 Pf. an, verkauft allein die Bettfedern-Engros-Handlung.
 1. Geschäft **Koithuserstrasse 4**, parterre.
 2. Geschäft **Brunnenstrasse 139**, 1 Tr.
 Nur Ausw. d. besten 23 Sorten, federn. Billigste Preise! für Händler.
Milkasten, 1369
 Eisen, solid, billig, gezeichnet
Carl Müller, Zimmerstr. 63.
 Herren, welche einem anständigen Theaterverein beitreten wollen, belieben ihre Adresse einzusenden unter **N 88** Postamt Invalidenstr.

Schweizer-Garten.
 Am Königthor — Haltestelle der Ringbahn — Am Friedrichshain.
 Jeden Mittwoch:
Extra-Vorstellung und Familienfest.
 Theater-Vorstellung, Auftreten sämtl. Spezialitäten.
 Abends: Große Illumination, Kindersackelpolonaiss, elektrische Beleuchtung.
 Alles Nähere die Anschlagssäulen.

Russboden-Glasur-Lack-Farbe
 trocknet in 4-5 Stunden hart und glänzend, macht das Ueberlackieren überflüssig. Das unangenehme Kleben ist vollständig ausgeschlossen. Nahe Witterung hat keinen Einfluss auf meine Farbe. Aufträge führe nur gegen vorherige Einweisung des Betrages oder gegen Nachnahme aus. Preis à Pfund 75 Pfennige.
R. J. Suter,
 Berlin N.,
 Zionskirchstr. No. 44.
 Kastanien-Allee No. 60.
 für Berlin von 5 Pf. an.
 frei ins Gans.

Möbel-, Spiegel- und Polsterwaaren-Magazin
 von **Julius Apelt, Sebastianstraße 27-28.**
 Reelle Waare. Prompte Bedienung.

Unter Allerhöchstem Protectorate
 Ihrer Majestät der Kaiserin, Königin Augusta
 Grosse **Baargewinne:**
Kölner Geld-Lotterie
 der Internationalen Gartenbau-Gesellschaft.
 Ziehung **am 12. September 1888.**
 unwiderrüchlich
 Loose à 1 Mark
 empfiehlt und versendet das mit dem alleinigen Vertrieb der Loose betraute Bankhaus 390
Carl Heintze, Berlin W., 1400 Ges.-Werth 22 500
 Jeder Bestellung sind 20 Pf. für Porto und die Gewinnliste (für Einschreiben 30 Pf.) beizufügen

Sieben erschien:
Die französische Revolution.
 Von **W. Bloss.**
Heft 3.
 Preis 20 Pfg.
 Zu beziehen durch die Expedition des „Berl. Volksblatt“, Zimmerstraße 44. Wiederverkäufern Rabatt.

Zu beziehen durch die Expedition Zimmerstraße 44:
Internationale Bibliothek
 Von der Internationalen Bibliothek liegt nunmehr die 1. Serie komplett vor. Sie besteht aus folgenden 7 Bänden:
Die Darwin'sche Theorie. Von Dr. Edw. Haeckel. Broschirt M. 1,50. Gebunden M. 2.—.
Carl Marx' Ökonomische Lehren. Gemeinverständlich dargestellt und erläutert von Karl Kautsky. Broschirt M. 1,50. Geb. M. 2.—.
Welt schöpfung und Weltuntergang. Die Entwicklung von Himmel und Erde vom Standpunkte der Naturwissenschaften dargestellt von Oswald Köhler. — Broschirt M. 2.—. Geb. M. 2,50.
Die ländliche Arbeiterfrage. Nach dem Russischen des Kabskow. Broschirt M. 1.—. Geb. M. 1,50.
Thomas More und seine Utopie. Mit einer historischen Einleitung von Karl Kautsky. Broschirt M. 2.—. Geb. M. 2,50.
Charles Fourier, sein Leben und seine Theorien. Von August Bebel. Broschirt M. 2.—. Geb. M. 2,50.
Das moderne Glend u. die moderne Uebervölkerung. Zur Kenntniss unserer sozialen Entwicklung. Von Max Schippel. Broschirt M. 1,50. Geb. M. 2.—.
 Die II. Serie ist mit einem reich illustrierten Werke von W. Bloss, **Die französische Revolution**, vollständige Darstellung der Ereignisse und Zustände in Frankreich von 1789 bis 1804, eröffnet worden.
 Die Lieferungshefte (32 Seiten gr. Oktav in Umschlag à 20 Pf.) sind in der Expedition, Zimmerstraße 44, zu haben.
 Hochachtungsvoll
J. G. W. Dieck' Verlag
 in Stuttgart.
 202]

Notiz Kalender pro 1889
 Sieben erschien und ist durch die Expedition dieses Blattes, Zimmerstraße 44, zu beziehen:
Der Deutsche Handwerker- und Arbeiter-Notiz-Kalender für das Jahr 1889.
 Inhalt: Kalendarium mit geographischen, politischen Bestimmungen, zusammengestellt und ergänzt; Das neue Wehrsgesetz vom 11. Februar 1888; Was betreffend den Verlehr mit dies- und ausländischen Gegenständen vom 25. Juni 1888; die wichtigsten Bestimmungen der Gewerbeordnung über das Verhältnis der gewerblichen Arbeiter zu ihren Arbeitgebern; Das neueste Innungsgesetz vom 6. Juli 1888; Die hauptsächlichsten Bestimmungen aus sämtlichen in Deutschland geltenden Verordnungen; Einheiten und Ausgabebestimmungen für die Haushaltung; Schreibpapier mit Datum für Tagesnotizen; Leeres Schreibpapier in verstärkter Vozenzahl; Briefkästchen.
 Wir haben, wie seit vier Jahren, den Kalender wieder in zwei Qualitäten fertigen lassen. 1. Qualität broschirt, sehr gut gebunden, mit Gummi band mehr Schreibpapier wie Sorte 2; 75 Bfg. 2. Qualität, einfache Ausgabe, solid ausgestattet, mit welchem Einband etwas weniger Schreibpapier wie Sorte 1; 50 Bfg.
Wiederverkäufer erhalten lohnenden Rabatt.

Selbstunterricht
 in der einfachen u. doppelten kaufmännischen **Buchführung**
 und Darstellung eines neuen abgekürzten Systems zur doppelten Buchmethode von **C. Schmidt,** Lehrer der Handelswissenschaft.
Preis 1 Mark.
 Zu beziehen durch die Expedition des „Berliner Volksblatt“, Zimmerstrasse 44.

Wo speisen Sie?
 In der alten vornehmen Küche, Oranienstr. 151, parterre, bei **Alein!** 30 Pf., Mittagstisch 50 Pf., Abends 60 Pf., nach Ausmaß.
Ein Möbelpolierer
 der möglichst mit dem Verpaß von Möbeln Bescheid weiß, dauernde Stellung.
A. S. Ball, Köpstr. 1.
Lüchtrige Schlosser für Geldschrank-Bau
 finden gutlohnende und dauernde Stellung
F. E. Baum, Chemnitzstr. 350!
Gesucht Glasbläser, welche auf Glühlampen geübt sind. Von früheren Erfahrungen und Gebildeten sub **H. D. 1229**, an **Rudolf Mosse, Hamburg**
 Mädchen, welche Lust haben, als **Vostmann** Handarbeiterinnen ausgebildet zu werden, können sich melden Schönleinstr. 11, a. 3. (Eingang vom Platz.)
 Ein Tischlerlehrling gegen Kostgeld gesucht.
Otto Slotawa, Bremerstr. 67.
 359]

Das Problem des lenkbaren Luftschiffes.

Nach sind's keine 60 Jahre, seit die erste Lokomotive, Stephensons "Rocket", die Probe ihrer Ueberlegenheit über alle anderen Fahrzeuge abgelegt, und schon überspannen die Eisenbahnen in Hunderttausenden von Kilometern Länge alle Pforten der Welt. . . . 1833 wurde das erste Mal der elektrische Funke Nachrichten vermittelnd zwischen Sternwarte und magnetischem Teleatorium in Göttingen, und heute trägt der elektrische Strom mit blitzschneller Posthaft über Länder und Meere, und bald wird's keine weltverlorene Insel im Ocean mehr geben, noch der nicht das Telegraphenlabel sich den Zugang gebahnt! . . . Anders, ganz anders war's mit der Erfindung des Luftballons. Genau so gestaltet, wie der Plan des ersten Luftballons, fertig wie Minerva aus dem Haupte des Zeus, dem Gehirn seines Erfinders entsprang, so erheben sich noch heute, nach 105 Jahren, die Luftschiffe in die Wolken! Und doch, welche große Hoffnungen hatte man nicht damals an die neue Erfindung geknüpft! Schon glaubte man das Reich der Luft erobert zu haben, schon träumte man sich eben so sicher wie auf der Landstraße durch den Ocean der Stürme dahinschiffend, mit dem Kar um die Wette! Eine Kleinigkeit nur schien's noch, den Ballon lenkbar und steuerbar zu machen; und wie schamlich haben alle diese Hoffnungen uns betrogen! Noch steht die Luftschiffahrt fast genau auf demselben Fleck wie vor hundert Jahren!

Aber woher kam es, daß es trotz aller darauf verwendeten Mühe noch immer nicht gelingen wollte, das Luftschiff ebenso wie das Schiff des Meeres lenkbar zu machen? Nun, das Luftschiff hat im Wasser des Ozeans einen festen Halt und wird durch den Wind durch die Wasser getrieben. Anders der Luftballon. Was sollten ihm Segel und Steuer nützen, da er doch nirgends einen Halt findet, wie das Schiff im Wasser, sondern widerstandslos im Winde treiben muß? Ebenso wenig wie ein Schiff die Bewegungen des Wassers zu willkürlicher Bewegung benutzen kann, sondern steuerlos im Strome treibt, wenn keine andere Kraft, sei es nun der Wind oder der Dampf, es in Bewegung setzt, so muß auch das Luftschiff im Winde treiben und nur eine neue, andere Kraft könnte ihm eine selbstständige Bewegung verleihen. Aber welche? Alle Versuche, alle Bemühungen sind bisher hieran gescheitert. Geben wir in Gedanken alle Bewegungsmechanismen durch, so finden wir allein die Propellerschraube, die für die Bewegung eines Luftschiffes angewandt werden könnte. Weder Segel noch Schaufelrad können dem Luftschiffe nützen, da es nicht auf dem Wasser in dem Luftmeere schwimmt.

Ebenso wie die Schiffschraube, sich im Wasser drehend, das Schiff gewissermaßen vorwärts schraubt, indem sie im Wasser einen wenn auch noch so kleinen Widerstand findet, so könnte auch eine große, sehr schnell sich drehende Flügelgeschraube, ähnlich wie die Flügel der Windmühle, den Luftballon vorwärts treiben.

Freilich, bei einem Vergleiche zwischen dem Luftschiff und dem Meerschiff müssen wir zugestehen, daß alle Verhältnisse für das Luftschiff weit ungünstiger liegen, wie für den Schraubendampfer. Die Luft ist fast 800 Mal dünner als das Wasser, 800 Mal geringer ist also der Widerstand, den die Propellerschraube in der Luft findet. Ist nun schon der Widerstand des Wassers ein geringer und muß die Schiffschraube daher sehr schnell drehen, um das Schiff vorwärts zu treiben, so müßte die Propellerschraube des Luftballons sich geradezu talend schnell bewegen und außerordentlich groß sein, um dem Ballon eine nennenswerthe Geschwindigkeit zu verleihen, und was für eine riesige Angriffsfläche bietet dann der Ballon dem Winde! Er ist einem Luftschiffe mit vollen Segeln zu vergleichen, das gegen den Wind vorwärts getrieben werden soll! Außerdem sind die Luftströme weit schneller als die Strömungen des Meeres. Windgeschwindigkeiten von 10-20 Metern in der Sekunde sind der Durchschnitt. Sollte also ein Luftschiff sich gegen den Wind bewegen können — und das wäre ja die erste Bedingung der Lenkbarkeit — so müßte es noch eine größere Geschwindigkeit als der Wind, da der Wind um seine eigene Geschwindigkeit es zurücktreibt; und um diese Geschwindigkeit zu erzeugen, müßte seine Schraube von einer ganz gewaltigen Kraft gedreht sein. Eine Dampfmaschine von dieser Stärke ist viel zu schwer, als daß der Ballon sie tragen könnte, Men-

schenschaft viel zu schwach und damit kommen wir auf die einzige Schwierigkeit, die der Lösung des Problems des lenkbaren Luftschiffes noch entgegensteht. Theoretisch ist das Problem gelöst durch die Anwendung der Propellerschraube, die den Luftballon vorwärts bewegt. Es handelt sich nur noch um die technische Aufgabe, einen Motor zu bauen, der bei sehr geringem Gewicht eine hinreichend große Kraft produziert. Diese Aufgabe kann nicht mehr durch eines Einzelnen genialen Gedanken gelöst werden, sondern wird mit dem Weiterfortschreiten der Maschinentechnik ihre allmähliche Lösung finden.

Natürlich konstruirt man dann gleichzeitig den Ballon so, daß er dem Winde möglichst wenig Angriffsfläche bietet. Man macht ihn also nicht kugelig, sondern macht ihn zigarrenförmig und läßt ihn seine Spitze gegen den Wind lehren. In Betreff des Motors wird man zu wählen haben zwischen Dampfmaschine und Petroleummotor. Vielleicht gelingt es auch, in künftigen Zeiten in der Elektrizität eine geeignete Triebkraft zu finden. Vorläufig freilich sind die Apparate zur Erzeugung elektrischer Kraft noch schwerer als Dampfmaschinen. Durch Anwendung leichterer Metalle, vielleicht Sillium-Aluminium an Stelle des Eisens, wird es gelingen, die Motoren leichter zu konstruiren; kurz, es ist nicht zweifelhaft, daß es gelingen wird, stetig immer leichtere und stärkere Kraftmaschinen zu erbauen, und damit ist das Problem des lenkbaren Luftschiffes seiner Lösung immer näher gebracht, auf dem einzig möglichen Wege der Fortbewegung eines mit Wasserstoffgas gefüllten Ballons in der Atmosphäre. Denn alle Versuche, auch den Ballon zu befestigen und sich allein durch mechanische Triebkraft, durch eine horizontal arbeitende Propellerschraube in die Luft zu erheben, mußten bei der geringen Dichte der Luft von vornherein aussichtslos sein.

Es sind schon mehrere viel versprechende Anfänge gemacht worden. So bauten vor einigen Jahren mit Unterstützung der französischen Regierung zwei Franzosen ein Luftschiff, das — allerdings nur bei stillem Wetter — im Kreise herumfahrend wieder nach seinem Abfahrtsorte zurückkehrte. Es besaß eine Eigenbewegung von vier Meter in der Sekunde. Gegen einen schwachen Wind, der in der Sekunde weniger als vier Meter zurücklegte, konnte es aber aufkommen. Wird man erst stärkere und leichtere Kraftmaschinen gebaut haben, so wird man sich auch gegen stärkeren Wind halten können. Freilich, gegen Sturm und Orkan im Luftballon entgegenzufahren, das dürfen wir uns denn doch niemals träumen lassen!

Lokales.

Die Anforderung zur Einschulung der schulpflichtigen Kinder hier gegenwärtig wieder täglich unsere Anschlagssäulen. Berlin, so denkt mancher, hat es ja in seinem Schulwesen weit gebracht; seine Gemeindeschulen sind weltberühmt und der Unterricht darin kostet den Schülern und deren Angehörigen zunächst nichts. Und trotzdem können wir versichern, daß es in Berlin Leute giebt, viel Leute, die bei dem Gedanken an die Einschulung ihres so und sovielten Sprößlings verlegen an den Kopf fassen und nicht im Stande sind, sich die Frage zu beantworten, woher nehmen wir Kleidung für den Jungen? Ist aber das Kind glücklich mit dem notwendigen Habut für den Winter versehen, das zugleich für den Schulbesuch mitausreichen muß, dann kommt die zweite Sorge: die Schulbücher! Ja, mancher Leser lächelt und denkt, das sei eine Kleinigkeit. Aber wenn so eine reich gesegnete Familie von einem halben Duzend Kindern von Zeit zu Zeit, in kurzen Zwischenräumen und ohne längere Unterbrechung den bekannten Titel zu einem Schreibbuch, oder zu Federn, Bleistiften, und wie all die nöthigen Utensilien begehrt, fordert, dann kann dem gutartigen Familienvater einmal die Sache zu bunt werden, und die tugtigste Hausfrau wird durch dieses beständige Kopfen am Portemonnaie nervös. Auch ist die Beschaffung der nöthigen Bücher am Beginn des Schuljahres keineswegs eine so geringe Ausgabe. Von dem Kerzer, der mit dem Ankauf solcher Bücher verbunden ist, wollen wir ganz schweigen. Ein Duzend Schreibhefte giebt den Schülern, die sich darin theilen sollen, Gelegenheit, jedes einzelne Heft mindestens zwei Mal umzutauschen. Der eine braucht vierzehn

der andere einundzwanzig Linien auf der Schreibseite; mit dem Bleistiften und Federn geht's ganz ähnlich. Ruhete doch die Regierung, irren wir nicht, sogar der Kultusminister selber, anerkennen, daß es am besten wäre, wenn der Lehrer den ganzen Bedarf an Unterrichtsmaterial für die Schüler gleichmäßig einkaufen und verteilen könnte. Praktisch aber war das ohne Zwang gegen den einzelnen Schüler nicht durchführbar, sobald dieser die empfangenen Unterrichtsmittel bar bezahlen muß, und deshalb ist den Lehrern in der Provinz kürzlich und den Berliner Gemeindeschullehrern schon längst jeder Verkauf von Unterrichtsmitteln untersagt; ja, es ist nicht mal gestattet, von den Schülern zu verlangen, daß sie ihren Bedarf von einer bestimmten Handlung entnehmen. Zur Begründung dieser Anordnungen läßt sich gewiß mancherlei sagen. Aber wenn man die Berliner Verhältnisse genauer betrachtet, so drängt sich einem doch die Frage auf: Sollte in einem so umfangreichen Gemeinwesen nicht einmal der Versuch gemacht werden können, die nöthigen Unterrichtsmaterialien den Kindern unentgeltlich durch die Schulbehörde zu kaufen? Eine ganze Menge der störendsten Unzulänglichkeiten beim Unterricht würde mit dieser Einrichtung beseitigt, eine Menge zum Theil sozialer Ungleichheiten, die oft genug von den Schülern bitter genug empfunden werden, müßten damit verschwinden, mit einem Wort — und hiergegen wird gewiß kein Lehrer Widerspruch erheben — der Unterricht würde durch solche Einrichtung bedeutend gewinnen, und das ist doch die Hauptsache bei dem ganzen Schulwesen. Man wird uns vielleicht entgegen, daß die Kosten für solche Einrichtungen doch erheblich ins Gewicht fallen dürften. Wir bestreiten das ganz entschieden. Bei einem Stadthaushalt wie dem unfrigen würde eine Ausgabe, wie diejenige für Unterrichtsmittel bald ihre drückende Höhe verlieren. Man muß nur bedenken, wie billig sich die Beschaffung der Unterrichtsmittel stellen würde, wenn eine Behörde, wie der Berliner Magistrat, dieselben in kolossalen Quantitäten bezieht. Und dann denke man doch nur an die Aufhebung des Schulgeldes! Vor wenigen Jahrzehnten glaubte man noch, und zum Theil glaubt man es heute noch, die Gemeinden gingen sämmtlich dem Ruin entgegen, wenn das Schulgeld beseitigt würde. Wir sehen heute in Berlin, wie glatt sich die Sache gemacht hat. Uebrigens würde Berlin mit der hier von uns angedeuteten Einrichtung nicht einmal die erste Stadt sein, die diesen Schritt unternimmt; in der Schweiz ist diese Einrichtung bereits durch Gesetz begründet. Es wird sich also bei uns zunächst darum handeln, für diese Einrichtung in den maßgebenden Kreisen Stimmung zu machen. Kommen wird diese Einrichtung ja doch, wie so manches andere, was ebenfalls kommen muß.

Die Lesewuth

ist selbst unter den noch schulpflichtigen Kindern eine der verbreitetsten und gefährlichsten Krankheiten, tritt aber nirgends in so auffälliger Weise hervor, als bei der großstädtischen Jugend, die durch ermüdendes Spiel und anregende Beschäftigung nur selten genügend in Anspruch genommen wird. Selbst in den belebtesten Straßen sieht man Knaben in den bekannten "Schmökern" eifrig lesen. Sie vergessen alles um sich her, oft die dringlichsten Aufträge, um nur eine phantastische Erzählung weiter zu verfolgen. Und können wir die Höfe und Familienzimmer durchwandern, wir würd nicht Hunderte, sondern Tausende von Kindern, besonders Knaben finden, die mit laischer Leidenschaft sich dieser Art Lektüre hingeben. Die Mädchen verfallen der Lesewuth weniger oft in bedenklichem Grade, weil häusliche Beschäftigungen und Handarbeiten sie mehr in Anspruch nehmen. Dem armen Jungen, der an dieser Krankheit leidet, ist es ganz gleichgültig, was ihm zur Bekümmung darbietet. Er liest alles, was ihm unter die Finger kommt, Gutes und Schlechtes, Leichtes und Schweres. Sein einziger Wunsch ist: möglichst viel, und es findet in der Regel die fähigsten Köpfe, die hoffnungsvollsten Vursäe, die von dieser Lesewuth befallen sind. Aber diese Lesewuth tödtet alle geistige und körperliche Regsamkeit und Spannkraft, sie verzehrt die Neigung zu ernsthafter Beschäftigung des Geistes und verdirbt dabei das werthvollste Organ des Körpers, das Auge. So ein Knabe liest überall: auf der Straße im blendenden Sonnenlichte, in halbdunkeln Winkeln, auf kranken Treppen. In der Schule liegt der "Schmökler" auf den Armen und wird während der wichtigsten Unterrichtsstunden weitergelesen. Keine Dämmerung vertriebt ihm den Knaben von seinem Buche. Eine viertelstündige Pause ist ihm unerträglich. Selbst

Ein alter Komödiant.

Nichts Lustigeres als das Zigeunerleben der "wilden" Komödianten! Wie viel man auch über das tolle Treiben bei den Meerschweinchen schon erzählt, der Stoff bleibt ewig unerschöpflich.

Wie traurig sieht es aber mit diesen Proletariern des Theaterlebens aus, wenn sie alt werden; im Armendepartement des Wiener Rathhauses weiß man davon ein Stückchen zu erzählen. Schließlich kommen die "Künstler" alle wieder nach Wien gepilgert, wo sie sich eine Zeit lang durch Kollekten erhalten, bis sie endlich im Armendepartement des Rathhauses erscheinen, um eine milde Gabe oder ein Ruheplätzchen im Versorgungs Hause zu erbitten. . . .

Zu einem bescheidenen, wackeren Magistratsbeamten kommt vor Monaten ein herabgekommener Schauspieler, der Jahrzehnte hindurch ein "fischer" Bon vivant der Wiener Provinztheater war. Von da kam er auf die Schmiere und endlich erschien er hier. Der Beamte hatte Ehrgefühl, schämte sich der Kollektemacherei und wandte sich direkt an die Kommune, wo er auch eine kleine Unterstützung erhielt. Seither waren einige Monate vergangen, als der Beamte vor einigen Tagen wieder an ihn gemahnt wurde. Er erschien nämlich wieder in derselben Schmiere, sein Anzug war ärmlich aber reinlich. Das verlassene Sommerdächchen war bis hinauf geschlossen, die verlassenen Handschuhe zur Noth geflickt, der Zylinder verlor die Spuren langjähriger Dienstzeit, und dem entsprechend waren auch die anderen Kleidungsstücke aus. Bescheiden und in einem guten theatralischen Deutsch frag er den Beamten, ob er sich seiner erinnere und als dieser bejahte und ihn freundlich frag, wie es ihm denn jetzt ergehe, nickte er zuversichtlich und sagte: "Mir geht es jetzt gut!" — Der Beamte lächelte. — "Ich bin im Burgtheater!" fügte der Komödiant hinzu, als er das skeptische Lächeln bemerkte.

Der Beamte war überrascht und lächelte abermals. "Das Glück war mir günstig," fuhr der alte Mann fort, "ich kam dazu, in der Burg als Statist verwendet zu werden. Vorläufig geht es noch auf Spielhonorar; ich erhalte 60 Kr. per Vorstellung und 40 Kr. per Probe. Beteiligt es mir, das Wohlwollen meiner Vorgesetzten zu ge-

winnen, wozu ich die besten Aussichten habe, werde ich mit fester Gage angestellt. Das wäre allerdings ein großes Glück für mich, denn ich hätte fixe Bezüge von 30 fl. monatlich und wäre für meine alten Tage versorgt."

"Wie bringen Sie sich aber jetzt durch, da man doch in der Burg nicht täglich Statisten benöthigt?" wandte der Beamte ein.

Die Lippen des neuen Mitgliedes der Burg umspielte ein Lächeln, als hätte man von einer kolossalen Rente gesprochen. "Täglich?" bemerkte er, "dann hätte ich schon ein Stämmchen erpart. Hier bis fünfmal monatlich komme ich doch dran, und das bringt immerhin monatlich vier Gulden."

"Davon können Sie aber nicht leben!" mußte der Beamte unwillkürlich ausrufen, doch der Mann entgegnete mit philosophischer Ruhe: "Sie irren, man kann auch davon leben, wenn man sich einzutheilen weiß. Ein alter Freund in Rudolfsheim erlaubt mir, unter seinem Dache zu schlafen; so dann gehe ich täglich zum Pferdefleischhändler, wo man für 4 Kr. Schwaaren bekommt, die für einen Mann in meinen Jahren zu einer zweimaligen Mahlzeit hinreichen. Des Weiteren brauche ich täglich für vier Kreuzer Brot. Andere Bedürfnisse habe ich nicht. Ich erübrige monatlich 1 Gulden 60 Kreuzer, die ich auf meine Kleidung vorausgeben kann. Allerdings, wenn ich auf meine Kleidung vorausgeben kann. Allerdings, wenn ich das feste Engagement erlange" — dabei zitterte seine Stimme und seine Augen erglänzten vor Freude — "werde ich mir einen kleinen Luxus gestatten können. Vorläufig muß ich mich damit bescheiden und mit einem Freiквартиer Vorlieb nehmen. Aber ich kann es rückhaltslos sagen, ich bin zufrieden und glücklich, in einer ruhigen Stellung zu leben, und es ist doch auch etwas um die Ehre, der Burg anzugehören, wenn man Zeit seines Lebens in so kleinen und ärmlichen Verhältnissen sein Dasein gefristet hat."

Der Beamte sah den Mann lange bewundernd an. Endlich frag er ihn, was ihn eigentlich vranlatzt habe, abermals im Hause der Kommune zu erscheinen.

Der Befragte wurde verlegen und sagte endlich schüchtern: "Sie hatten einmal die Güte, sich meiner anzunehmen, und deshalb wagte ich es, abermals hier vorzusprechen. Es beginnt kalt zu werden, und andererseits ist mein Ködchen so defekt, daß ich mich schäme, damit in der

Burg zu erscheinen. Ich bedarf eines Winterrodes und weiß mir nicht zu raten. Das Geld, welches ich allmonatlich zerübrige, verschlingt der Bedarf an Wäsche, Reparaturen und — wie gesagt, — hadte er plötzlich seine Rede ab, "es ist mir hauptsächlich darum zu thun, mich drin zu repräsentiren."

Mitleidig sagte der freundliche Beamte, daß es damit nicht so leicht ginge, denn er könnte ihm höchstens zu einer Unterstützung von fünf Gulden verhelfen.

Die geknickte Gestalt des armen Leufels rechte sich empor, und hastig sagte er: "Fünf Gulden? Wo denken Sie hin? Ich bekomme einen Rod, der mir ganz gut paßt, für — einen Gulden, O, ich habe ihn schon gefunden," sprach er mit dem Ausdruck lebhafter Freude, "der Eigenthümer steht mir im Worte, falls ich mir heute das Geld aufzutreiben kann."

Wenige Minuten später erschien das "Mitglied des Burgtheaters" wieder vor dem humanen Beamten, eine Fünfernote krampfhaft in der linken Hand gepreßt, die ihm eben in der Armenabtheilung ausgefolgt wurde. Er wollte seine Dankbarkeit ausdrücken und etwas sagen, aber die Freude schnürte ihm die Kehle zu, und wie er dem Beamten demüthig seine Rechte hinsprechte, zitterte dieselbe, und die Thränen begannen über das Antlitz niederzurieseln, dann eilte er hastig von dannen.

Man darf es dem Beamten wohl auf's Wort glauben, wenn er versichert, daß er im langjährigen Verkehr mit den Unglücklichen nie so ergriffen war, als in diesem Augenblicke.

Klingt es nicht wie ein Märchen, daß ein Mensch heutzutage in Wien mit acht Kreuzern täglich sein Auskommen findet und sich — das ist wohl das Wunderbare an der Sache — zufrieden fühlt, daß ein solcher Mensch die Aussicht, eine feste Stellung mit dreißig Gulden Monatsgehalt zu erlangen, wie eine paradiesische Verheißung betrachtet? Das ist doch ein Original, wie es nur das Theaterleben zeitigt, allerdings ein sympathisches Original, dem Tausende anwidernde Gestalten gegenüber stehen, verlotterte Gesellen, deren Charakter — Schmiere ist und Schmiere bleibt.

der Agent St. in Königsberg in Preußen erfaßten. Er war der Agent eines Leinwandfabrikanten W. in Landeskut. Von diesem erhielt er den Auftrag, einen Posten Leinwand auf Lager zu nehmen und sich für den Verkauf zu bemühen. Im Mai 1887 hatte er dann einen Posten in eigenem Namen verkauft und den Betrag eingezogen; einen anderen Posten Leinwand hatte er in seiner Wirtshaft verbraucht lassen und endlich hatte er noch Schürzen, ebenfalls von W. herührend, als Selbstverkaufer verkauft. Im Juli sandte er den nicht verkauften Rest zurück und ersuchte W. um Faktur. Nach Empfang derselben schickte er den Betrag in eigenen Aktepen ein, welche W. jedoch zurückwies. Letzterer war nunmehr der Ansicht, daß St. ihn geschädigt habe und verlangte eine Untersuchung gegen ihn wegen Unterschlagung. Das Landgericht Königsberg sprach ihn indessen frei. In den Gründen wurde gesagt: „Dadurch, daß W. die Faktur überhand gab, gab er zu erkennen, daß er mit der Handlungsweise des Angeklagten einverstanden war oder sie wenigstens nachträglich genehmigte. In Ermangelung einer beim Engagement getroffenen Vereinbarung ist der Angeklagte als Kommissionär anzusehen. Als solcher ist er berechtigt, im eigenen Namen weiter über die Waare zu verfügen. W. hat daher nur zivilrechtlich Anspruch auf die Zahlung des Preises. Der Gerichtshof hat daher auch in diesem Falle das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit seiner Handlungsweise bei dem Angeklagten als nicht vorhanden erachtet. Gegen diese Beweisführung sowohl als die Freisprechung überhaupt richtete sich die Revision des Staatsanwaltes. Derselbe bezichtigte es als einen Widerspruch, wenn das Gericht einmal feststelle, daß der Angeklagte Agent war, dann aber sage, das Verhältnis zwischen ihm und W. sei das der Verkaufs-Kommissionär gewesen. Der Auftrag sei nur auf Agentur gegangen, und der Angeklagte sollte nicht auf eigene Rechnung, sondern im Namen des W. die Waaren verkaufen. Es sei auch nicht festgestellt, daß der Angeklagte gewerbemäßig im eigenen Namen Geschäfte abschließe, und die Feststellung, es liege eine Verkaufs-Kommission vor, sei daher unrichtig. — Der Reichsanwalt trat für die Revision des Staatsanwaltes ein und führte folgendes aus: Wenn das Landgericht den Auftrag des W. dahin auslegt, daß eine Verkaufs-Kommission vorliegt, so würde dies eine tatsächliche Feststellung sein, gegen die in der Revisionsinstanz nicht anzulassen ist. Die Begründung aber scheint wenigstens teilweise auf Rechtsirrtümern zu beruhen. Es gewinnt zunächst den Anschein, als ob der Unterschied zwischen Agent und Kommissionär verkannt ist. Der Angeklagte wird Agent genannt, und eine Feststellung, daß er gewerbemäßig als Kommissionär thätig ist, findet sich nirgends im Urtheil. Agenten gehören an sich nicht zu den Kommissionären, und auf Agenten sind nicht die Vorschriften über Kommissionen, sondern nur über Aufträge zu Handelsgeschäften anzuwenden. Es muß als unrichtig bezeichnet werden, wenn der Angeklagte ohne weitere Begründung nicht als Handels-Kommissionär, sondern als Verkaufs-Kommissionär angesehen wird, weil aus dem Grunde betrachtet wird, weil eine anderweitige Verabredung bei dem Engagement nicht getroffen sei. Eventuell würde noch in Betracht kommen, daß auch § 337 des Handelsgesetzbuches, durch die der Verkaufs-Kommissionär ermächtigt wird, die Waare für sich zu behalten, verletzt ist, nämlich insofern, als er voraussetzt, daß der betreffende ein Verkaufs-Kommissionär im Sinne des Handelsgesetzbuches, also ein gewerbemäßiger Kommissionär ist; und sodann insofern, als der § 376 Kommissionen zum Verkaufe von Waaren voraussetzt, welche einen Marktpreis haben, was hier nicht festgesetzt ist. Auch in anderer Hinsicht ist das Erkenntnis gänzlich unklar, nämlich insofern, als aus einem späteren Briefe des Auftraggebers gefolgert wird, daß er mit der Handlungsweise des Angeklagten einverstanden gewesen oder sie doch nachträglich genehmigt habe. Diese nachträgliche Genehmigung wurde aber nicht geeignet sein, rückwirkend auf das Verleit Einfluß auszuüben. Gänzlich unklar ist es weiter, wenn der Gerichtshof, nachdem er vorher erklärt hat, der Angeklagte sei beauftragt gewesen, im eigenen Namen die Waaren zu verkaufen, hinterher die Bemerkung anschließt, dem Angeklagten habe daher in diesem Falle das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit gefehlt, während es korrekt gewesen wäre, angesichts des Vorangegangenen nicht bloß das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit, sondern die Rechtswidrigkeit an sich zu verneinen. — Das Urtheil des Reichsgerichts lautete entgegen diesen Ausführungen auf Verwerfung der Revision des Staatsanwaltes. Die Feststellung des Landgerichts, daß eine Verkaufs-Kommission vorliege, wurde als ausreichend begründet angesehen. Auch wurde ausgesprochen, daß in dem Begriff „Agent“ nichts liege, was eine Verkaufs-Kommission ausschließt. Der Widerspruch, der vielleicht in der Feststellung über den Mangel des Bewußtseins der Rechtswidrigkeit gefunden werden könnte, wurde als unerheblich angesehen, da die Verneinung des Bewußtseins der Rechtswidrigkeit die Freisprechung genügend begründet.

Vereine und Versammlungen.

Vom Verein der Damenmantelschneiderinnen. Vom Montag Abend nach Gratweil's Bierhallen eine öffentliche Versammlung abgeräumt, um die Bestrebungen des Vereins darzulegen. Es führten dazu die verschiedenen Redner aus, daß der Verein andere Zustände, als sie in der Innung vorhanden seien, herbeiführen wolle. Derselbe nehme nur gelehrte Schneider auf, wogegen die Innungsmeister größtentheils aus anderen Gewerbszweigen durch „Verbeirathung“ zum Schneidergewerbe gelangt seien. Es dringe große Mißstände mit sich, unter solchen Verhältnissen zu arbeiten. Der Verein habe zur Ausbildung eine Fachschule errichtet — mit einer solchen sei die Innung bisher nicht zurecht gekommen — und auch einen Arbeitsnachweis, um einen tüchtigen Gesellen resp. Meisterstand heran zu bilden. Alle Damenmantelschneiderinnen, worunter alle Schneiderinnen verstanden würden, die sich der Damenmantelarbeit widmen, sollten daher dem Verein beitreten. Der Leiter der Fachschule, Herr Schmidt, meinte, daß es wohl den Gesellen, da sie der Fachschule zu wenig Aufmerksamkeit schenken, noch „viel zu gut“ gehen müsse, sonst würden sie mehr an die Verbesserung ihrer Lage denken. Ihm wurde bemerkt, daß nicht die „zu guten“, sondern die zu schlechten Verhältnisse der Schneider daran Schuld hätten. Ein Fachschuljüngling koste 35 M., und es hätten die Gesellen von früh bis spät zu arbeiten, um nur das Nothwendigste zu verdienen. Nachdem noch darauf hingewiesen war, daß den Fachschulern sehr gute Stellen nachgewiesen wurden, — es seien schon solche mit einem Jahresgehalt bis zu 4000 M. vergeben — wurde eine Resolution eingebracht, in der sich die Versammlung mit dem Bestreben, tüchtige theoretische und praktische Fachschneider resp. Meister auszubilden, einverstanden erklärt, und in der ausgedrückt wird, daß sie in der Fachschule des Vereins der Damenmantelschneiderinnen das geeignete Institut dazu erblickt, doch wurde vergessen, darüber abzustimmen zu lassen. Zum Schluß wählte die Versammlung eine dreigliedrige Kommission, die weitere Agitationsversammlungen für den Verein und die Fachschule unternehmen soll.

Bei den Nationalen. Ein Abonnent schreibt uns: Am Montag, den 20. d., fand im Saale des Herrn Schulz, Stettinerstr. 57, eine Wählerversammlung aller „national-gesinnten“ Wähler statt, die ungefähr von 50 bis 70 Wählern besucht war. Wir waren etwa 10 Mann anwesend. Der Referent führte die gewöhnlichen abgedroschenen Phrasen vor und meinte, die drei Parteien, die gegen die Sozialdemokratie kämpften, hätten sich gleich verbinden sollen. Aber auf jeden Fall will jede Partei erst ihre Kräfte messen, um bei einer etwaigen Stichwahl vereint den Sozialdemokraten zu begegnen. Ich (Unterzeichneter) meldete mich zum Wort und suchte den Referenten zu widerlegen; ich meinte, wir wüßten schon längst, daß die sämtlichen Parteien der Sozial-

demokratie gegenüber eine reaktionäre Masse sind, und wir hätten uns wirklich gefreut, wenn sie sich gleich verbündet hätten, denn zur Stichwahl würde es wohl nicht kommen. Wir werden den 6. Wahlkreis verteidigen, wie eine Löwin ihr Junges.“ Mir wurde sodann vom Referenten bedeutet, daß ich mich kurz fassen sollte, denn meine Zeit sei um. Ich folgte dem guten Rath und proklamirte mit wenigen, kräftigen Worten unseren Kandidaten Wilhelm Liebknecht, worauf der überwundene Beamte die Versammlung auf Grund des Sozialistengesetzes auflöste. A. Bornemann.

Die große öffentliche Versammlung, die am Dienstag Abend im Lokal „Königs-Hof“ stattfinden sollte und in welcher der Stadterordnete Herr Franz Tugauer über die „Alters- und Invalidenversorgung“ referiren wollte, verfiel kurz nach der Bureaumahl der polizeilichen Auflösung.

Verbotene Versammlung. Eine Versammlung selbstständiger Schuhmacher war für Montag, den 20. d. M., nach dem Königsplatz Kasino, Holzmarktstraße 72, einberufen worden mit der Tagesordnung: „Die obligatorische Beitragspflicht aller nicht der Innung Angehörigen zu den Kosten der Innung.“ Dieser projektirten Versammlung ist die polizeiliche Genehmigung zur Abhaltung derselben verweigert worden.

Verband deutscher Mechaniker und verw. Berufsgenossen (Vahlfestle Berlin) Versammlung am Mittwoch, den 22. August, Abends 8½ Uhr. bei Lammert, Kommandantenstr. 71 bis 72. Tagesordnung: 1. Bericht der Delegirten vom 2. Verbandstage. 2. Diskussion. 3. Wahl des Ausschusses. 4. Wahl eines Beisizers. 5. Verschiedenes. 6. Fragelisten. Aufnahme neuer Mitglieder. Gäste sind willkommen. Um recht zahlreichen Besuch wird gebeten.

Sesang-, Turn- und gesellige Vereine am Mittwoch. Männergesangverein „Jugendlust“ Abends 8½ Uhr im Restaurant Paffod, Gartenstr. 162. — Männergesangverein „Cäcilia“ Abends 9 Uhr im Restaurant, Köpenickerstraße 127a. — Gesangverein „Männerchor Linde“ Abends 8½ Uhr im Restaurant Haller, Naumnstraße 70. — Männergesangverein „Sangesfreunde“ Abends 9 Uhr im Restaurant Muehldorf, Landsbergerstr. 31. — „Fregata“, Gesangverein der Freireligiösen Gemeinde, Abends 8½ Uhr im Restaurant Benede, Große Hamburgerstraße 16. — Duppert'sche Sängervereinigung jeden Mittwoch nach dem ersten im Monat, Abds. 9 Uhr, im Restaurant Geise, Lichtendörferstr. 21. — „Seeger'scher Gesangverein“ Abends 9 Uhr im Restaurant Schulz, Preusslerstr. 41. — Gesangverein „Schönegrad“ Abends 8½ Uhr im Restaurant Sabn, Annenstraße 16. — Männergesangverein „Lorbeerkranz“ Abends 9 Uhr im Restaurant Karich, Dramienstr. 190. — Gesangverein „Nord-Subal“ Abends 9 Uhr in Pettin's Bierhaus, Veteranenstr. 19. — Männergesangverein „Schneeglöckchen“ Abends 9 Uhr im Restaurant Döberstein, Mariannenstraße 31—32. — Lübeck'scher Turnverein (1. Lehrjahrsabtheilung) Abends 8 Uhr Elisabethstraße 57—58. — Turnverein „Wedding“, Bankstraße 9. Männer-Abtheilung von 8½ bis 10½ Uhr Abends; desgleichen 1. Lehrjahrs-Abtheilung von 8 bis 10 Uhr Abends. — „Mehr Licht“, Verein für Scherz und Ernst, Abends 8½ Uhr im Restaurant Heid, Kopenstraße 75. — Schlesischer Verein „Holtei“ Abends 9 Uhr im Restaurant Denke, Hollmannstraße 33. — Vergnügungsverein „Fröhlichkeit“ Abends 9 Uhr im Restaurant Säger, Grüner Weg 29. — Wissenschaftlicher Verein für Koller'sche Stenographie, Abends 8½ Uhr im Restaurant Beebe, Alte Schönhauserstraße 42. Unterricht und Uebungsstunde. — Koller'scher Stenographenverein „Süd-Berlin“, Abends 8½ Uhr im Restaurant Prinzenstraße 97. Sitzung und Uebungsstunde. — Arends'scher Stenographenverein „Amicitia“ Abends 8½ Uhr im Restaurant Behrends, Schönebergerstraße 6. — Arends'scher Stenographenverein „Philia“ Abends 9 Uhr im Restaurant „Wilhelmshagen“, Kochstraße 7. — Verein ehemaliger Schüler der 22. Gemeindeschule Abends 9 Uhr im Restaurant Lehmann, Aurfürstenstraße 31. — Berliner Rauchklub „Wangel“ Abends 9 Uhr im Restaurant Foge, Köpenickerstraße 191. — Rauchklub „Gawanna 80“ Abends 8½ Uhr im Restaurant Paezoldt, Reichenderstraße 16. — Rauchklub „Gemüthlichkeit“ Abends 8½ Uhr im Restaurant Aschel, Köpenickerstraße 161. — Rauchklub „Columbia“ Abends 8½ Uhr im Restaurant Veget, Prinzenstr. 96. — Rauchklub „Frisch gewalt“ Abends 8½ Uhr im Restaurant Tempel, Breslauerstr. 27. — Rauchklub „Stumme Biene“, Abends 8½ Uhr, Ostbahn 4 bei Trumpf. — Vergnügungsverein „Fröhlichkeit“ gegründet 1880, Abends 9 Uhr, Grüner Weg 29.

Kleine Mittheilungen.

Aus den spaltenlangen Berichten, welche erglitzte Blätter über den Zusammenstoß der Dampfer „Geiser“ und „Thingvalla“ bringen, tragen wir noch folgende Einzelheiten über das unheilvolle Ereigniß nach: Die Ueberlebenden vom Dampfer „Geiser“ und die Besatzung der „Thingvalla“ sagen aus, daß von dem Zusammenstoß bis zum Untergang des „Geiser“ kaum 5 Minuten vergangen seien, dann schlingerte er einen Augenblick wie eine Wiege hin und her, um darauf wie ein Epöhr im Strudel des Meeresschaumes zu verschwinden. Auch das Rettungsschiff mit seiner lebenden Fracht wurde bei dem Untergang des Dampfers mit in die Tiefe gezogen; es kam zwar rasch wieder an die Oberfläche, allein die darauf befindlich gewesenen Menschen waren sämtlich verschwunden. — Sobald Kapitän Laub, der Führer der „Thingvalla“, erwiderte, daß sein Schiff sich nicht in unmittelbarer Gefahr befinde, zu sinken, ließ er sofort die Boote aussetzen und bemannen und warf eine große Menge Rettungsgürtel über Bord. Durch diese prompte Hilfe sind viele gerettet worden, wenn auch im Verhältnis zu der Gesamtzahl nur wenige. Die Boote der „Thingvalla“ fruzten bis lange nach Sonnenaufgang an der Unfallstelle umher und legten erst zu ihrem Schiffe zurück, als gar keine Hoffnung mehr vorhanden war, daß noch jemand vom „Geiser“ am Leben sein könnte. Gegen 10 Uhr Morgens passirte der hamburgische Dampfer „Wieland“ die Unglücksstelle, an der noch immer zahllose Wrackstücke umschwammen, während die „Thingvalla“ nach Nordosten außer Sicht getrieben war. Kapitän Albert untersuchte sofort die Trümmer und fand schließlich eines der Rettungsboote des „Geiser“, was ihn veranlaßte, genaue Umschau nach etwaigen weiteren Booten des anscheinend verunglückten Dampfers zu halten. Eine halbe Stunde später passirte der „Wieland“ durch ein großes Delfend, welches wahrscheinlich von der Ladung des gesunkenen Dampfers berührt, und nach weiteren anderthalb Stunden hatte er den die Nothflage zeigenden Dampfer „Thingvalla“ entdeckt und eingeholt, dessen Passagiere nebst den Ueberlebenden vom „Geiser“ nach mehrstündiger Infolge des hohen Seeganges sehr beschwerlichen Arbeit von dem deutschen Dampfer aufgenommen wurden. — Auf höchst wunderbare Weise wurde der zweite Offizier des „Geiser“, Herr Peter Jörgensen, gerettet. Derselbe erzählt: „Ich befand mich schlafend in meiner Koje, als ich durch einen ruckartigen Ruck erweckt wurde. Als ich die Augen öffnete, sah ich den Bug der „Thingvalla“ in meine Kabine eindringen, wobei das Holzwerk zermolmt wurde und die Balken wie Schwefelhölzchen brachen. In diesem Augenblick kam mir der Gedanke, daß die einzige Chance auf Rettung sei, auf den anderen Dampfer zu gelangen. Wäre ich in meiner Koje geblieben, dann wäre ich entweder zerquetscht oder ertrunken. Viel Zeit zum Besinnen hatte ich nicht, ich sprang daher aus der Kabine und sah die Ketten der „Thingvalla“ gerade vor mir, ergriß dieselben und hielt mich, als die Schiffe sich trennten, daran fest, bis ich über den Bug gezogen wurde.“ Kapitän Müller berichtet über die Versuche zur Rettung der Passagiere und über den Untergang seines Schiffes: „Ich rief den Leuten mitschiffs zu, zuerst

die Frauen und Kinder in die Boote zu bringen, und meine Mannschaft benahm sich in bewundernswürdiger Weise und blieb kaltblütig und besonnen, während die Passagiere die wildeste Aufregung bemächtiget waren. In wirrem Gewühl stürzten sie die Kajütstreppe hinauf; ich rief ihnen zu, sie sollten Rettungsgürtel heraufholen, welche im Zwischendeck auf Gestellen verhängt waren, für jeden zur Hand lagen und selbst bei der größten Hast zu erreichen waren. Diese Gürtel waren zu aufgeregt und hörten nicht auf meine Befehle. Es waren mehr als 700 Rettungsgürtel an Bord, alle im Reich der Passagiere. Als ich sah, daß sie sich der Gürtel nicht bedienten, warf ich ihnen 6 derselben, welche zur Sicherheit der Offiziere auf der Brücke aufbewahrt wurden, hin. Mittlerweile war der Schrank, wo die Raketen und Nachschub aufbewahrt wurden, unter Wasser gesetzt, so daß wir keine mehr abbrennen konnten. Die Passagiere waren in völliger Panik und schrien schrillend um Hilfe, während der Dampfer sehr rasch tiefer sank, so daß man das hintere Boot nur noch bis zur Brust im Wasser watend, erreichen konnte. Ich sah, daß das Schiff jeden Augenblick wegsinken mußte, ich wieder zur Brücke hinauf; gleich darauf machte der Dampfer einen Sprung und sank mir unter den Füßen. Ich wurde von dem Strudel hinab gezogen, mehrere herum gewirbelt, verlor aber nicht das Bewußtsein, obwohl ich länger als eine Minute im Wasser war. Nachdem ich mich aufgelaucht war, bemerkte ich mehrere Leute und viele Mühsüde, von denen ich einen Armen ergriff, an welchem ich mich festhielt, bis ich nach 35 Minuten von einem Boote der „Thingvalla“ aufgenommen wurde. Mit meinen Leuten ließ ich das Querschott des letzten abstützen, das in großer Gefahr war, dem Druck des Wassers nachzugeben. Die „Thingvalla“ sah ungefähr ebenso aus, wie feinerzeit der „Gellie“ von den denkwürdigen Kollision mit dem „Britannic“. Von Seiten der Passagiere auf beiden Dampfern, wurden beständige Angriffe gegen die Führung beider Schiffe und die mangelhafte Disziplin der Offiziere erhoben. In deutschen Blättern ist infolge dessen auch schon die Behauptung aufgestellt worden, daß deutschen Passagierdampfern ein derartiger Unfall gar nicht hätte beugen können. Ob die Führung der Schiffe die Schuld trifft, wird die gerichtliche Untersuchung herausfinden, doch man vorläufig mit dem Urtheile zurückhaltend sein muß, der Hinweis der vortagsweise den deutschen Schiffen interessiren dienenden „Hamb. Börsenzt.“, daß derartige Unfälle in solchen Fällen geröhnlich aufstauen, sich aber hinterher unbegründet herauszustellen pflegen. Bis jetzt fehlt noch die Gewißheit über den Grund des Unfalls. Nach dem was wir sagen des ersten Steuermanns der „Thingvalla“, der „Geiser“ im entscheidenden Augenblick nicht zugebigen sich durch ein falsches Manöver vor die „Thingvalla“ gelegt zu haben. Zur Erklärung der Thatsache, daß die Schiffe sich so nahe kommen konnten, wird in einem Londoner Briefe der „Rin. Fig.“ die Vermuthung ausgesprochen, daß sich, wie es in jenen Gegenden häufig vorkomme, eine Nebelsicht über die nächste Umgebung des „Geiser“ verbreitet habe, woraus sich dann der Zusammenstoß erklären würde.

Telegraphische Depeschen.

(Wolff's Telegraphen-Bureau.)

Hamburg, Dienstag, 21. August. Die Postdampfer „Australia“ und „Kugia“ der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actiengesellschaft sind heute Vormittag 9 Uhr auf dem Wasser angekommen.

Genf, Dienstag, 21. August, Vormittags. Um Rittzeit brach in einer hinter dem Bahnhofe gelegenen Straße ein Feuersbrunst aus, welche heftig um sich griff und 8 Wohnhäuser, 7 Magazine und die dazu gehörigen Nebengebäude in Asche legte. Der Feuerschaden ist ein sehr erheblicher; ein Verlust von Menschenleben ist nicht zu bezagen.

Baystadt, Dienstag, 21. August. Der Volkstraad Drange-Freistadt ist zu einer außerordentlichen Sitzung zusammengetreten und der Regierungsekretär Wignaut zum terministischen Präsidenten ernannt. Der Präsident des Gerichts- und Appellhofes Ray ist als Kandidat für die Reichstagswahl aufgestellt worden.

Paris, 21. August. Die Sitzungen der Generalräthe heute eröffnet worden. Präsident Carnot hat heute Vormittag eine Deputation der Generalräthe des Seine- und Marne-Departements empfangen, welche ihm eine Adresse überreichten. Carnot dankte denselben für diesen Schritt, in welchem er einen energischen Protest gegen die Umtriebe sehe, welche dahin gerichtet seien, das Land zu verpötern, das so sehr der Ruhe und Einigkeit bedürfe. Die Regierung sei fest entschlossen, den Instanzen des Landes Achtung zu verschaffen.

Sprechsaal.

Die Redaktion stellt die Benutzung des Sprechsaals, soweit Raum dafür abgemessen ist, dem Publikum zur Verfügung von Angelegenheiten allgemeinen Interesses zur Verfügung; sie verweigert jedoch aber gleichgültig dagegen, mit dem Namen derselben identifizirt zu werden.

In Nr. 195 des „Berliner Volksblatt“ heißt es in dem Besonderebericht des Vereins zur Wahrung der Interessen der Klavierarbeiter, in der Pianofabrik von Wiesner u. Co. wären die Zustände menschenunwürdige. Es liegt sowohl im Interesse des Vereins, als der dort arbeitenden Kollegen, die Angelegenheit richtig zu stellen. Es ist in der betreffenden Besonderebericht diese Aeußerung nicht gefallen; die Mißbilligung hat sich vielmehr gegen diejenigen Kollegen gerichtet, die in anderen Werkstätten arbeiten, ihr Auskommen haben und doch am Sonntag und nach Feiertagen bei Wiesner u. Co. gearbeitet und dadurch herbeigeführt haben, daß ein dort arbeitender tüchtiger Kollege aufhören mußte. Wären die Zustände wirklich menschenunwürdige, so würden die Kollegen, die dort arbeiten und schon lange in der Arbeiterbewegung stehen, nicht mit den Zuständen so lange hinter dem Berge gehalten haben.

S. Schar, Grünauerstr. 27.

Briefkasten der Redaktion.

Bei Anfragen bitten wir die Abonnements-Nachricht beizufügen. Briefkasten wird nicht ertheilt.

Cöyfer. Aufruf erscheint in nächster Nummer.

S. S. Sie brauchen die Kündigung nicht gelten zu lassen, da dieselbe bloß mündlich erfolgt ist, während in Ihrem Kontrakt höchst wahrscheinlich schriftliche Kündigung vorgeschrieben ist, besonders aber, weil Ihr Kontrakt auf längere Zeit eingegangen ist.

H. Sarnstedt. Sie müssen binnen 4 Wochen nach der Zustellung des ablehnenden Bescheides der Berufsgenossenschaft die Berufung an das Schiedsgericht einlegen. An wen Sie die Berufung zu richten haben, müssen Sie aus dem Ihnen zugewandten Bescheide erfahren können. Wir halten die Berufung für durchaus aussichtslos. Daß Ihr Bein schon vor dem Unfall fallkrank war und Sie zeitweise arbeitsunfähig gemacht worden, kann zwar bei Feststellung des Arbeitsverdienstes von Einfluß sein, kann aber die Jubilligung einer Rente nicht verhindern.

Hamenlos. Es ist kein unter die Unfallversicherung fallender Betriebsunfall, wenn ein Arbeiter von seinem Arbeitskollegen überfallen und gemißhandelt wird.

Alter Abonnent. Sie würden eine Bescheidigungsklage riskiren, wenn Sie ihrem früheren Freund jene Mißbilligung brieflich ins Gedächtniß zurückerufen. Unterlassen Sie es lieber.

erklärt täg...
in's Haus...
4. Marz. C...
Es sind...
Berichten die...
Maurer und...
erinnern...
welche...
Angenommen...
sich...
vorgehoben...
daß die Vere...
da sie...
verbieten...
öffentliche...
Konto geföhr...
folgte ja we...
Leporeverfam...
Maurer sind...
wovon sich...
Verständ...
in dem ver...
andern wir...
wenn wir...
die Maurer...
roße zu best...
auf Gru...
nach all' den...
Vertheilung...
öffentl...
haben, wird...
das verkehr...
Sanction die...
nicht schließl...
Kriter sich...
durch...
ge sei.